Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 11

Artikel: Gottesreich und Demokratie
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-134354

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und lösch' der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus.

Friedrich Rückert.

Gottesreich und Demokratie.

I.

Wir können zwischen Gottesreich und Demokratie keinerlei innere Beziehung herstellen, wenn wir nicht dem Gottesreich alle „religiöse" Farbe abgestreift haben und es vor die Menschen hinstellen als eine kommende Realität, mit der sie zu rechnen haben, ob sie subjektiv so oder anders, religiös oder nicht religiös veranlagt sind. Gerade das ist unsere Hoffnung, daß wir hinausschreiten dürfen aus einer Zeit, in der die Menschen „religiös" waren, eine „religiöse Ader" hatten, die „Frömmigkeit pflegten", und Gott eine „Funktion ihres Bewußtseins" war. Die Religion als Talent neben Wissenschaft und Kunst, als Naturell und Anlage, als psychologisches Phänomen, als irgendwelcher psychischer Zustand, als psychische Wohllust, die Religion als menschliches Gedankenprodukt und menschlicher Betrieb — von all dem hoffen wir loszukommen in einer Welt, in der Gott uns so real und groß entgegentritt, daß wir weder etwas zu können und zu wissen, noch etwas zu haben und zu sein brauchen, und doch ihn finden dürfen. Wir hoffen, daß die zum Gottfinden erforderlichen geistlichen Voraussetzungen wieder auf Null reduziert werden, so daß auch die unreligiösen Menschen ihn nicht mehr entbehren müssen. Wir möchten, daß diese zu Gott kommen dürfen, ohne zuvor Katholiken oder Protestanten werden zu müssen. Wir möchten, daß Armut an geistlichem Wesen — wie zu Jesu Zeiten — aufhörte, ein Hindernis auf dem Wege zu Gott zu sein; daß man im Gegenteil der Vorrechte der geistlich Armen sich wieder erinnerte. Wir möchten, daß der Weg zum Himmelreich nicht mehr von den Theologen bewacht wird, die es doch nie lassen können, den Besitz eines theologischen Minimums für den Eintritt abzuverlangen. Angesichts der großen Menschenmasse, die nicht nur außerhalb der Kirche, sondern auch religionslos dahinlebt, fragen wir nach dem Wege zu Gott gerade für diese. Für diese freuen wir uns unaussprechlich, daß in der Gottesreichpredigt Jesu Christi der religionslose Weg zu Gott aufgetan ist. Denen, die keine religiöse Tradition und keine religiöse Veranlagung mehr haben, und nicht mehr fähig sind, Katholiken oder Protestanten zu sein, den geistlich

Armen, denen wird das Gottesreich verheißen. Das ist's, was sie verstehen können, denn — mag einer auch der Theologie und allen geistlichen Systemen völlig verständnislos gegenüberstehen, so kann er doch für eine Realität sofort Verständnis haben. Das Gottesreich ist aber nichts anderes als die Realität einer neuen Welt.

Der Inhalt des Evangeliums ist eine neue Welt und nicht eine neue Religion. Wir sehen wohl ein, daß zwischen Religion und Gottesreich eine Beziehung besteht, insofern als die beiden Gebilde zwei Beantwortungen einer und derselben Frage darstellen, der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zu Gott. Aber das Gottesreichsevangelium als die wahre Antwort ist von der falschen — der religiösen — Antwort völlig getrennt und nur eine Logik, die auch noch Ja und Nein unter einen gemeinsamen Oberbegriff zu bringen vermöchte, wäre im Stande, Gottesreich und Religion zusammenzubringen. Es ist eigentlich ein großes Rätsel, daß die Erkenntnis dieses Gegensatzes, statt zum selbstverständlichsten geistigen Besitz der Christenheit zu gehören, immer wieder auf Unverständnis und Widerspruch stößt, während doch die Bibel den Kampf zwischen Religion und Reich Gottes als Hauptinhalt hat, und zwar so, daß gerade in den entscheidenden Phasen der heiligen Geschichte dieser Kampf so offen tobt, daß es niemandem verborgen bleiben kann, daß jene Mächte es sind, die sich gegenüberstehen. Wir würden uns aber einer optimistischen Täuschung hingeben, wenn wir das Nichtverstehen des Gegensatzes zwischen Religion und Gottesreich auf einen bloßen logischen Irrtum zurückführen wollten. Die Tatsache, daß die christlichen Theologen die Einreihung des Evangeliums Christi unter die Religionen zugegeben und auch für ihre Wissenschaft akzeptiert haben, fordert zu viel tieferem als nur logischem Mißtrauen heraus. Die Tatsache, daß die Theologen der christlichen Kirche, den Fetischismus und das Evangelium Jesu unter den gemeinsamen Oberbegriff „Religion" zu subsummieren vermochten, muß in uns noch einen ganz andern Verdacht als nur den auf intellektuelle Verirrung wachrufen. Mehr als seltsam erscheint es uns, daß auch die Vertreter des orthodoxen Dogmas angefangen haben, sich mit der lauen Unterscheidung von niedrigeren und höheren Religionen zufrieden zu geben. Wir werden direkt gestoßen auf den bösen Verdacht, daß die Anwendung des Begriffes „Religion" auf das Evangelium deshalb so rasch Eingang gefunden habe, weil die Christenheit tatsächlich bereits aus der Botschaft vom Gottesreich ein Religionsgebilde herzustellen verstanden hatte. Damit ist aber nicht nur so eine gewisse Veränderung des Evangeliums eingetreten, sondern es ist die Wahrheit weggeworfen und der Trug an ihre Stelle gesetzt worden; das rechte Mittel, mit Gott ins Reine zu kommen, ist durch das falsche Mittel ersetzt worden. Denn im Allertiefsten — in der Stellung des Menschen zu Gott — liegt der Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes. Diese Gegensätz-

lichkeit ist nicht zu schroff ausgedrückt, wenn wir sagen: das Gottesreich ist die Bejahung und die Religion die Verneinung Gottes. Diese Verneinung bedeutet aber keineswegs das, was man Leugnung nennt. Der Religionsmensch leugnet Gott nicht, aber er verneint seine unbedingte Herrschaft, er liebt ihn nicht, er vertraut ihm nicht. Das Annehmen des Gottesreiches bedeutet nichts anderes als den freudigen Willen zur vorbehaltlosen Hingabe der Welt an Gott, die Religion aber ist ein System widerwillig geleisteter Genugtuungen gegenüber einem gefürchteten und im Geheimen gehaßten Gott. Gottesreichsglaube ist leidenschaftliches Verlangen nach Gott, brünstige Sehnsucht nach seinem Kommen in die Welt, Hunger und Durst nach seinem Wesen, aufs Höchste gesteigertes Gefühl der Nichtigkeit alles Daseins ohne Gott und deshalb Bereitschaft zur Hingabe von Allem. Die Religion hingegen ist geradezu ein Mittel, um Gott von der Welt fernzuhalten und die Schöpfung nicht ihm hingeben zu müssen. Wenn die Religion Gaben an Gott verordnet — das Opfer spielt ja eine große Rolle in ihr — so ist der Zweck dieses Gebens nur das Behalten. Man gibt etwas, um nicht alles geben zu müssen. Man gibt ein Tier, einen heiligen Tag, ein Gebet — aber diese Gaben sind immer als Abfindungen gemeint. Der Mensch, der Gott nicht lieben kann, der Religionsmensch, hat das bedrückende Gefühl, daß die Welt mit einer ungeheuren Servitut belastet ist, nämlich mit den Rechtsansprüchen Gottes. Die Religion bietet sich ihm nur dar als ein System zur rechtsgültigen Ablösung dieser Servitut. Religion ist ein Versuch, sich von der Sklaverei Gottes loszukaufen. Die Werkgerechtigkeit — dieses Rechten, Feilschen und Markten mit Gott — ist aus der Religion nicht zu vertreiben, denn das ist ihr Wesen. Religion ist ein mühsam erklügelter Vertrag, der die göttlichen und menschlichen Interessen gegeneinander abgrenzt. Der Mensch fühlt sich bei dieser Vertragsschließung durchaus als Gegner Gottes und alle Verpflichtungen, die er eingeht, sind widerwillig gewährte Konzessionen. Der Mensch ist dabei von der Sucht erfüllt, möglichst billig wegzukommen und sein Feilschen und Markten hat in allen Religionen die Tendenz gezeigt, zu direktem Betrügen Gottes fortzuschreiten, denn der Betrug liegt auf derselben Linie wie das Markten und Handeln, nur einen Schritt weiter. Die Religionsmenschen halten sich gegenüber Gott ihre Rechtsbeistände — die Theologen — welche durch eine geschickte Auslegung des mit Gott abgeschlossenen Vertrages die Interessen ihrer Klienten zu wahren haben. Sie halten beständig eine Fülle von theologischen Begriffen, Sophismen und Schriftbeweisen bereit, um an dem Minimum von Verpflichtungen, das der Mensch Gott gegenüber eingegangen ist, bei sich bietender Gelegenheit noch weitere Abstriche zu machen. So haben die Begriffe der Jenseitigkeit und der Diesseitigkeit eine Auslegung erfahren, die nicht nur illoyal, sondern betrügerisch genannt werden muß. Sie wurden nämlich zur räumlichen und zeit-

lichen Beschränkung der Herrschaft Gottes mißbraucht. Gott wurde — scheinbar aus Ehrfurcht — ins Jenseits verbannt, damit das Diesseits dem Menschen reserviert bleibe. Die räumliche Distanz zwischen Jenseits und Diesseits wurde möglichst groß gemacht — angeblich aus demütiger Erkenntnis der Niedrigkeit der irdischen Welt, in Tat und Wahrheit aber deshalb, weil man die große Gottesferne als Beruhigung empfand. Die zeitliche Grenze zwischen Jenseits und Diesseits ließ man mit dem Zeitpunkt des Todes zusammenfallen und erreichte damit ein Hinausschieben des Zusammentreffens mit Gott in ein Leben, dessen Realität doch ziemlich blaß und verdünnt gedacht wurde, so daß die Begegnung mit Gott auch dann noch nicht sehr massiv zu sein brauchte; ja es blieb sogar die hoffnungsvolle Möglichkeit, daß man auch drüben noch um diese peinliche Begegnung herumkommen werde. So schimmert durch die eifrige theologische Arbeit an dem Jenseitsbegriff das Interesse an der Gottesferne deutlich durch. Deshalb sei niemand erstaunt über die Tatsache, daß eine große Liebe zu einem jenseitigen Gott gepaart sein kann mit völliger Gleichgültigkeit gegenüber der Gottverlassenheit des Diesseits, denn jene Liebe nährt ihre Inbrunst gerade an dem beruhigenden Bewußtsein der großen Ferne Gottes.

Die theologischen Versuche zur Fernhaltung Gottes nehmen kein Ende. Die Begriffe der „Innerlichkeit" und „Aeußerlichkeit" werden in dieser Absicht verwendet. Die Innerlichkeit des Verhältnisses der Seele zu Gott wird manchmal gerade dann geltend gemacht, wenn sehr robuste Aeußerlichkeiten vor den Ansprüchen Gottes in Sicherheit gebracht werden sollen. Man redet vom innerlichen Freisein vom Mammon, vom innerlichen Freisein des Kriegers von der Mordgesinnung, welches ermöglicht, die Seele mit Gott vereint zu behalten und das Morden als eine rein manuelle Fertigkeit zu besorgen; — man hat mit dieser Innerlichkeit in neunzig von hundert Fällen Gott betrügen wollen. Die „Vergeistigung", von der besonders der Liberalismus so gerne redet, hat in der Regel auch den Zweck einer Abdrängung Gottes von der Materie, und nicht etwa den einer geistigen Bewältigung der materiellen Welt. Einen verblüffend plumpen Ausdruck hat die Tendenz zur Fernhaltung Gottes gefunden in dem Begriff der Eigengesetzlichkeit des Weltwesens, auf den die liberale deutsche Theologie modernster Richtung so viel Eifer verwendet hat. Auch schweizerische Theologen haben die Verteidigungslinie der Welt gegen Gott durch ein Bollwerk bereichert. Sie haben den seltsamen Begriff „Gott der Wirklichkeit" in einer ganz seltsamen Bedeutung eingeführt. Sie sprechen Gott die Wirklichkeit nicht ab (wie z. B. die Eigengesetzlichkeitstheologen), aber sie sprechen ihm das spezifisch Göttliche ab, nämlich die Weltüberlegenheit, die Transcendenz, die dem Bestehenden, der Wirklichkeit als überwindende Kraft, als Erlösungswillen gegenübertritt. Das Reich des Gottes der Wirklichkeit „ist von dieser Welt",

er ist der „Gott dieser Welt", wie Paulus jemanden 2. Kor. 4,4 nennt. Wenn wir dann sehen, wie die gleichen Theologen dem Gott, der die Wirklichkeit erobern will, entgegenschreien: dein Reich ist nicht von dieser Welt, dann enthüllt sich uns wieder das primäre Interesse der Religionsmenschen: die Reservation der Welt für die menschliche Willkür, die Fernhaltung Gottes, der Haß gegen Gott.

Im letzten Grunde sind alle diese traurigen theologischen Künste, diese jämmerlichen Schliche, mit denen die Menschen Gott zu hintergehen versuchen, der Ausfluß des tiefsten Seelenjammers. Sie können Gott nicht lieben, sie haben keinen Glauben an ihn. Aber sie wissen, daß er ist, und daß sie sich beugen müssen. Sie beugen sich, aber nur widerwillig, mit den Zähnen knirschend, wie Sklaven vor ihrem Tyrannen. Das ist das religiöse Verhältnis zu Gott. Als der Apostel Paulus von der Religion zum Evangelium gekommen war, da war es ihm wie einem, der aus dem Sklaven eines Herrn dessen Kind geworden ist. Der „sklavische Geist", der sich fürchten muß vor Gott, war gewichen dem „kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater" (Römer 8, 14—16). Die echt sklavenmäßige Augendienerei mit frommen Werken, die ganze Lüge eines Gottdienens ohne Liebe, die Heuchelei einer erzwungenen Servilität war nun fort, und an Stelle dieses sklavischen Verhältnisses zu Gott war das Kindesverhältnis getreten, welches allen zu Teil wird, die Glauben und Liebe zu Gott haben. Während das Kindesverhältnis alle jene unkindlichen, aus Haß und Mißtrauen stammenden Künste (wie „Eigengesetzlichkeit" u. s. w.) ausschließt, sucht der Sklave Gottes, der sich nur gezwungen vor ihm Beugende nach immer neuen Mitteln, sich seiner zu erwehren. Im Haben einer Religion findet er schließlich das, was ihm Sicherheit gibt, Sicherheit vor Gott. Wenn das Opfer gebracht, wenn die Messe gehört, wenn das Gebet gesprochen, wenn der „Glaube" geglaubt ist, dann kann man im Gefühl der Sicherheit ins Leben hineinschreiten, sicher davor, nun den Gott, von dessen Erledigung man eben herkommt, nicht wieder anzutreffen. Wenn der Mensch die religiösen Pflichten erfüllt hat, dann ist in ihm das Gefühl, daß nun Gott kein Recht mehr habe, ihn zu beunruhigen. Es ist das Rechtsgefühl, das im Religionsmenschen sich empört, wenn die rechtsgültig abgelöste Servitut von Gott wieder geltend gemacht werden will. Der Religionsmensch gerät immer in Wut, wenn er Gott außerhalb seiner Religionsformen antrifft. Wo bliebe da die so teuer und so rechtsgültig erkaufte Sicherheit, wenn Gott überall, wo und wie er will, sein dürfte. Er hat das Recht nicht mehr, die Menschen haben sich von seiner Allgegenwart und Allmacht rechtsgültig losgekauft. Deshalb schreiten die Religionsmenschen, durchdrungen vom Gefühl ihres Rechtes, zur Verfolgung, ja zum Morde Gottes, wenn er kommt und sie in ihrer Sicherheit vor ihm stört. Die stete Bereitschaft zur Kreuzigung Gottes ist ein integrierender Bestandteil der Religion. Diese Empfindungen des Reli-

gionsmenschen läßt Dostojewski in den „Brüdern Karamasoff" den Großinquisitor aussprechen in einer Klarheit und Bewußtheit wie sie natürlich keinem in der Erfahrungswelt vorkommenden Religionsvertreter eignen wird.

Religion ist der Schleier, in welchen sich der Haß gegen Gott und die Angst vor ihm kleidet, die Botschaft vom Reiche Gottes aber ist der gewaltigste Ausdruck des Vertrauens und der Liebe zu Gott. Jesus Christus hat gerade das, was für die Religionsmenschen das Grauenvollste war — die Herrschaft Gottes — als die herrlichste Hoffnung der Menschen ausgerufen. Die Religionsvertreter taten alles, diese Herrschaft zu hintertreiben, er tat alles, um sie herbeizuführen. Sie hatten Religion, um die Herrschaft Gottes nicht haben zu müssen, er aber hieß die Menschen von ganzer Seele nach ihr trachten. Die Religiösen behaupten geflissentlich, daß das Wesen Gottes der Welt abgewandt sei, daß Gott zum Immateriellen, Rein-Geistigen hindränge; die Religionen können sich in Verdächtigungen des Materiellen, Weltlichen nicht genug tun; unter Erlösung verstehen sie die Vernichtung des Materiellen, so daß der Tod schließlich der große Erlöser ist. Selig sein heißt der Materie entkleidet sein; der Himmel ist die Welt der Toten. Die Bibel hingegen, die eben darum kein Religionsbuch, sondern das Buch der Gottesherrschaft ist, erzählt von ihrem Anfang bis zum Ende von Akten, in denen sich Gott zur Welt hinwendet. In ihr ist Gott der der Welt Zugewandte, der zur Materie und zur Weltlichkeit Hindrängende. Der Tod ist sein größter und letzter Feind. Gott schafft die Welt, er gibt ihr seine Verheißungen, er erwählt sich sein Volk, er kommt selbst zur Welt in Christus, das Wort wird Fleisch, die Zurückstoßung durch die Menschen ändert seinen auf die Welt gerichteten Willen nicht: er kommt wieder in der Auferstehung, er kommt wieder am Pfingsttage und alle Verheißungen gehen auf ein stets erneutes Kommen Gottes. Die ganze Verkündigung Jesu handelt von den zur Welt hindrängenden Absichten Gottes, von seiner unaustilgbaren Liebe zu der irdischen Menschheit, vom Reiche Gottes als einem Reich erlöster Wirklichkeiten, in dem Gott aus den Realitäten herausstrahlen wird. Es wird sich dann zeigen, daß Gott in den Realitäten wohnen will, daß sich sogar ökonomische und politische Wirklichkeiten besser zu seiner Wohnung eignen als die ästhetischen Empfindsamkeiten, die heute etwa als mystisches Gotterleben verkündet werden. Die sogenannten „Aeußerlichkeiten" werden durch ihre Befreiung vom Dienste der Eitelkeit zu paradisischer Schönheit emporwachsen. Der Bann ihrer Eigengesetzlichkeit wird von ihnen genommen, die Knechtung unter allerlei Götzen wird ein Ende haben, es wird ein tiefer Gesundungsprozeß, eine Entgiftung des Lebens eintreten. Wir wollen nur ein Lebensgebiet erwähnen, das durch den Abfall von Gott eine besonders furchtbare Entstellung erfahren hat: die Arbeit. Sie ist in die Knechtschaft Mammons geraten. Die Seligkeit schöpferischen

Tuns und die Erhabenheit des Dienens sind aus ihr gewichen. Ihr Antrieb ist die Armseligkeit, der Hunger, die Not, der Machtdrang, die Goldgier geworden. Sie stellt den Menschen nicht mehr an die Seite Gottes, sondern macht ihn zum Lasttier. Gerade auf derjenigen Arbeit, über die Gott die Fülle seines Segens in besonders reichem Maße ausschütten wollte, auf der produktiven Arbeit, lastet der besondere Fluch der Entgeistigung, des Stumpfsinnes, der Verächtlichkeit, des Sklaventums, der Notdurft. Aber auch die geistige Arbeit befindet sich in tiefster Erniedrigung. Sie mag in Schöpferlust beginnen, enden muß sie so oft im Geschäft. Ein großer Teil der „geistigen Arbeit" besteht darin, sich die Werte, welche andere produziert haben, anzueignen, ohne sich die Hände zu beschmutzen. Die sogenannten geistigen Arbeiter sind zum großen Teil die Ausbeuter der Handarbeiter oder dann selber ausgebeutete Angestellte der Ausbeuter. Nicht nur für den Hauptteil der Geschäfts- und Finanzwelt, nicht nur für sehr viele Politiker, Juristen, Presseleute und andere zum Klassenkampf der Ausbeuter direkt Angestellte gilt jene Charakterisierung, sondern bis weit in die Kreise der scheinbar freien Berufe und voraussetzungslosen Wissenschaften hinein, muß als das Ziel der geleisteten geistigen Arbeit die Ueberlistung und Beraubung der produktiv arbeitenden Klassen bezeichnet werden.

Gegenüber dieser und aller ähnlichen Verderbnis besteht der Erlösungswille Gottes. Gott will in diesen Realitäten gegenwärtig sein. Auch die Produktion und der Verbrauch der Güter wird seine Art wiederspiegeln. Er wird die Technik zu seinem Kleid machen. Wenn wir seinen Geist hätten, würden wir diesen materiellen Dingen mit der Unbefangenheit freier Menschen entgegentreten. Die prüde Stellung, welche die Religion zur Materie einnimmt, ist ganz unwahrhaftig, was sich darin zeigt, daß sie oft in grobe Intimität umschlägt. Die Verachtung des Materiellen, welche die Religionsmenschen zur Schau tragen, ist nicht echt. Wenn sie immer wieder betonen, daß Gott mit der Materie nichts zu schaffen habe, so möchten sie nur seine Aufmerksamkeit ablenken von einem Gebiet, dem sie dann selber um so größere Aufmerksamkeit zu schenken im Sinne haben. Gott drängt, trotz alles Widerspruchs der Religion, zur Materie hin. Seine erbarmende Liebe wird auch die Technik erlösen. Diese Erlösung wird aber nicht etwa eine Zurückführung zu irgendwelchen idyllischen Produktionsformen sein. Das ist ein Vorurteil der Religion, daß in materiellen Dingen die Primitivität göttlicher sei als die „Raffiniertheit." Die Erlösung der Technik wird darin bestehen, daß sie vom Geiste erfüllt und beherrscht wird. Die Technik wird dann nicht mehr nur ein Triumph des Intellektes, sondern noch viel mehr ein Triumph der Liebe sein. Sie kann dabei die allerfortgeschrittenste und raffinierteste sein. Ja wir glauben, daß sie, vom Mammonismus erlöst, noch weit Großartigeres vollbringen wird. Es muß jene ungläubige These, daß nur das selbst-

süchtige Interesse den Menschen zu großen Leistungen anzuspornen vermöge, fallen. Wir glauben, daß die Liebe auch der Technik noch ungleich größere Möglichkeiten zeigen wird, als die Selbstsucht ihr gezeigt hat. Wir glauben, daß die Liebe auch in den wirtschaftlichen Dingen weitsichtiger und tiefgründiger sein wird, als der Egoismus es ist. Wir denken uns zum Beispiel, daß das von Malthus erkannte und von ihm in echt kapitalistisch-brutalem Geiste beantwortete Uebervölkerungsproblem aus der Gesinnung des Gottesreiches heraus eine Lösung finden wird, die der Ehre Gottes angemessen ist. Oder wir können uns denken, daß die Erschließung Afrikas und Asiens und ihrer Produktionsmöglichkeiten dem Geiste Christi in viel gewaltigerer Weise möglich sein wird als es dem kapitalistischen Expansionsdrang möglich ist.

Der Religionsmensch wird diese Hoffnungen zum mindesten als Flachheiten bezeichnen. Wahrscheinlich wird er ihnen sogar den Vorwurf der Frivolität, ja des Abfalls von Gott machen. Er entsetzt sich über die Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, er empfindet es als lächerlich, wenn der Name Gottes in einem Atemzuge mit ganz materiellen Dingen genannt wird. Das aber ist gerade das Gottesreich: die Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen, des Heiligen mit dem Materiellen. Gott lebt nicht und will nicht leben in frommen Bewußtseinsvorgängen, sondern in großem und realem Geschehen, denn er ist der Schöpfer der Welt und seines Reiches.

II.

Die Aufrichtung des Gottesreiches bedeutet auch die Aufrichtung des Bruderreiches. Die Menschheit ist letztlich nur von zwei großen Fragen bewegt, von der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zu Gott und von der Frage nach dem rechten Verhältnis des Menschen zum Menschen. Auf jede dieser Fragen hat sich je eine falsche Antwort mit dämonischer Gewalt in der Welt festgesetzt. Die falsche Antwort auf die Gottesfrage ist die Religion, die falsche Antwort auf die Bruderfrage ist der Staat. Wie die Religion behauptet, das Verhältnis des Menschen zu Gott ins Reine zu bringen, so erhebt der Staat den Anspruch, die wahre Regelung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch zu bieten. Diese beiden falschen Antworten, die Religion und der Staat, haben sich an die Stelle der einen wahren Antwort, der Gottesherrschaft gesetzt, welche sowohl für die Gottesfrage als auch für die Bruderfrage die einzige und die vollkommene Lösung bedeutet.

Es besteht eine innere Verwandtschaft in der Stellung, welche die Religion und der Staat zum Gottesreich einnehmen. Sie wollen beide das Kommen des Gottesreiches vereiteln, indem sie es ersetzen. Die Religion stellt eine Pseudogemeinschaft zwischen Gott und Mensch her und der Staat eine Pseudogemeinschaft zwischen Mensch und Mensch. Die staatliche Organisation der menschlichen Beziehungen

ist ebensosehr nur Schein und Oberfläche wie die geistliche Uebertünchung des Lebens durch die Religion. Es ist dem Staate nicht ernst mit der Gestaltung wahrhaft menschlicher, den Gottesordnungen entsprechender Beziehungen zwischen den Menschen, sondern er will das, was auch die Religion will, nämlich die Rettung der Eigengesetzlichkeit der Welt vor den Herrschaftsansprüchen Gottes, die Konsolidierung des Bestehenden. Was der Staat durch das Recht an Gestaltung menschlicher Verhältnisse vornimmt, ist nur Täuschung. Das Recht scheint nur zu gestalten, im Grunde aber spricht es nur aus, was ist. Es formt die Wirklichkeit nicht, es formuliert sie nur. Das Recht stellt niemals Forderungen an die Wirklichkeit, es stellt die Forderungen der Wirklichkeit. Wo zwischen den Menschen nicht brüderliche Beziehungen bestehen, da besteht immer das Machtverhältnis zwischen ihnen. Das Recht des Staates gibt diesen Machtverhältnissen Ausdruck in der literarischen Form des Paragraphen. Das Recht ist die Form der Macht, aber es ist — und das ist sein Betrug — eine Form, die ihren Inhalt nicht formt, sondern sich vor ihm formen läßt, indem sie sich ihm anschmiegt. Durch das Rechtskleid hindurch sind die Formen der Machtverhältnisse deutlich wahrnehmbar. Für den Staat ist es geradezu das Kriterium einer guten Rechtsordnung, ob sie sich ihrem Inhalt, den Machtverhältnissen, vollkommen angepaßt hat. Der Rechtsinhalt kann, von einem anderen als dem staatlichen Standpunkt aus beurteilt, als die schlimmste Ungerechtigkeit, Gewalttätigkeit, Unsittlichkeit erscheinen — das Recht ist dennoch perfekt, wenn es diese geltende Schändlichkeit in ganz adäquater Form zum Ausdruck bringt. Eine Spannung zwischen dem Recht und seinem Inhalt tritt nur dann ein, wenn die tatsächlichen Machtverhältnisse sich irgendwie verschoben haben. Die Spannung herrscht dann solange, bis das Recht sich wiederum angepaßt hat. Das Recht tritt niemals fordernd an die Wirklichkeit heran, sondern immer nur sanktionierend, die bestehenden Realitäten verrechtlichend, seien sie welche sie wollen. Das ist der Geist des Staates. Sein Recht ist nur umgetaufte Gewalt. Um gewisse Einwände von vorneherein zu erledigen, betonen wir, daß wir nicht von irgendeinem irgendwo existierenden Staate reden, sondern von der Idee des Staates, von seinem verborgenen Wesen, wie es vielleicht nirgends mehr in ungemilderter Kraft sich ausleben darf, anderseits aber doch manches empirischen Staates geheime Seele bildet.

Daß dieser Geist des Staates dem göttlichen Willen direkt entgegengesetzt ist, ist klar; denn Gott will überall die wirkliche Herrschaft und so auch die wirkliche Durchdringung und Umwandlung der Beziehungen von Mensch zu Mensch durch seinen Geist. Es muß deshalb der Kampf entbrennen zwischen Gottesreich und Staat, wie er auch zwischen Gottesreich und Religion entbrannt ist. Dieser Zweifrontenkampf des Gottesreiches tritt auf der Front

gegen die Religion als protestantisches Prinzip zu Tage und auf der Front gegen den Staat als demokratisches Prinzip. Wie der Protestantismus zur Religion, so verhält sich die Demokratie zum Staate. Wie der Protestantismus eine Zurückdrängung der Religion bedeutet, so die Demokratie eine Zurückdrängung des Staatsprinzips. Es sind zwei parallele Gottesreichskämpfe, der Kampf zur Ueberwindung der Religion und der zur Ueberwindung des Staates. Los von der Religion, hin zum Gottesreich, los vom Staate, hin zum Gottesreich. Die Demokratie ist ein Durchgangspunkt zur Ueberwindung des Staates, eine Etappe auf dem Weg vom Staat zur wahren Menschengemeinschaft des Gottesreiches.

In der Demokratie ringt sich ein Geist empor, der eine Durchbrechung des Staatsprinzips bedeutet. Ganz im Gegensatz zum Staat, der alles Bestehende durch seine rechtliche Sanktion zu konsolidieren strebt, drängt die Demokratie zur Gestaltung und Umgestaltung der menschlichen Beziehungen. Das Recht der Demokratie will sich nicht allen möglichen Machtinhalten schmiegsam und willenlos anfügen, sondern es hat einen eigenen, und zwar einen menschlichen, sittlichen, gerechten Willen. Wenn die Demokratie all den furchtbaren Macht- und Besitzunterschieden zum Trotz die Gleichberechtigung „alles dessen, was Menschenantlitz trägt" proklamiert, so darf das nicht von vorneherein als Heuchelei gebrandmarkt werden, obschon es zur Heuchelei werden kann, was wir wohl wissen. Die formale Gleichheit der Rechte enthält — vielleicht momentan schlummernd — den Willen zur Ausmerzung des Machtprinzips und zur Beseitigung jenes Geistes, der durch den Satz: „l'esprit des lois c'est la propriété" charakterisiert ist. Wir kennen sehr gut die Erschlaffung des demokratischen Willens und die Korruption in einzelnen Demokratien. Doch dürfen wir uns dadurch nicht zur Relativierung der Ideale verführen lassen, zu dieser Relativierung, welche die Zuflucht aller Reaktionäre ist. Die Demokratie hat allerdings Kritik nötig, aber nur von Leuten, die über sie hinauswollen. Wenn die Anbeter der rohesten Gewaltstaaten, sobald von politischer Freiheit die Rede, ist, das Hohelied der moralischen Freiheit zu singen beginnen, so braucht man ihren Enthusiasmus für die Moral nicht sehr ernst zu nehmen. Es ist eine tiefe Unwahrhaftigkeit — die deutsche Philosophie hat sich vor allem ihrer schuldig gemacht — wenn zum Zweck der Erwürgung politischer Freiheitsgesinnung die moralische Freiheit, die sich übrigens von selbst versteht, gepriesen wird. Es ist die gleiche Heuchelei, die wir in religiösen Kreisen antreffen, welche durch eine ungeheure Wichtigtuerei mit ihrer Innerlichkeit und ihrem Gottesbesitz sich hoch erheben über jede in ihren Wirkungen vielleicht begrenzte, aber reine Tat. Wir nehmen die Proklamation der Menschenrechte in der Demokratie zum mindesten als eine Verheißung und können sehr gut verstehen, daß ein Kant und Fichte davon hingerissen gewesen sind. Das Bekenntnis zur Gleichheit

der Menschen, das in jeder demokratischen Verfassung ausgesprochen ist, kann und wird eines Tages aufhören, toter Buchstabe zu sein, und wird alsdann für alle noch stehen gebliebenen Knechtungs- und Untertanenverhältnisse ein Gericht bedeuten. Die Inkongruenz zwischen der auf dem Papier proklamierten Gleichheit und der tatsächlichen furchtbaren Ungleichheit kann wohl zur Lüge werden, aber auch zu einem Quell der Beunruhigung und einem Stachel der Gewissen. Wenn anderseits in einem Staat mit aristokratischer Verfassung das geschriebene Recht mit der tatsächlichen Machtverteilung genau übereinstimmt, so kann das wohl Aufrichtigkeit genannt werden; doch läßt leider diese aufrichtige Kongruenz gar keine Möglichkeit zur Hoffnung offen, sondern zwingt zu der traurigen Feststellung, daß das betreffende Volk das Unwürdige seiner Situation gar nicht empfindet. Zuweilen ist es auch die schamlose und selbstsichere Frechheit der Machthaber, welche sich nicht scheut, in den Gesetzen „auszusprechen, was ist".

Der Machtstaat bedeutet sowohl in seiner unverhüllt brutalen als auch in seiner patriarchalischen Form eine Erniedrigung des Menschen. Die brutale Form des Machtstaates, welche ganz offen die Rechte und Freiheiten dem Besitz und der Macht entsprechend verteilt, erniedrigt den Menschen entweder zum Tyrannen oder zum Sklaven. Im Verhältnis zu unseren Mitmenschen gibt es nur eine Hoheit: das Dienen in Freiheit und aus Liebe. Die Existenz als Tyrann oder Ausbeuter ist erniedrigend, gerade wie diejenige als Sklave oder Ausgebeuteter. Der aristokratische Staat, welcher diese Verhältnisse verrechtlicht, beweist damit, daß er für die geistige Würde des Menschen keine Empfindung hat. Der patriarchalischen Form des Machtstaates liegt die Meinung zu Grunde, daß der Mensch dann keine Ursache mehr habe, sich über seine Rechtlosigkeit und Unfreiheit zu beklagen, wenn er von seiner Obrigkeit väterlich zum Platz an der Sonne gegängelt werde. Der Mensch wird dadurch zu einem eudämonistischen, lediglich auf sein Behagen ausgehenden Wesen herabgedrückt, dem an seinem Glück mehr liegt als an seiner Freiheit und seinem Recht. Dagegen lebt in der Demokratie der Glaube an den höheren Menschen, für den das Ideal eines patriarchalischen Wohlfahrtstaates eine Beleidigung bedeutet. In dieser schroffen Ablehnung der glücksüchtigen Indifferenz gegenüber Recht und Freiheit offenbart sich aufs schönste die Verwandtschaft der Demokratie mit dem Gottesreich. Denn auch das Gottesreich ist nicht — wie flache Optimisten und Eudämonisten es sich vielleicht denken — eine große Wohlfahrtseinrichtung, eine Art Staat, der durch eine raffinierte Gesetzgebungstechnik jedem Bürger ein gehöriges Maß von Behagen sichert, eine Organisation, in welcher die Nächstenliebe gleichsam verstaatlicht wäre, so daß es der Einzelne gar nicht mehr nötig hätte, für seine Nächsten tiefe Gefühle aufzubringen, weil ja diese Gefühle in vorzüglich funktionierenden Wohlfahrtsein-

richtungen objektiviert wären. Das ist dem Gottesreich und der Demokratie gemeinsam, daß sie Menschen brauchen, die sich dieser erbärmlichen eudämonistischen Gesinnung entschlagen haben. Der Demokrat muß bereit sein zum Verzicht auf das größere Behagen und die stärker entwickelte soziale Fürsorge, die der Untertan in dem oder jenem patriarchalischen Staat vielleicht zu genießen bekommt. Es gehört deshalb ein gewißes Maß von Glauben dazu, wenn man an der Demokratie festhalten will. Der Opportunist, d. h. der glaubenlose Mensch, wird sie fahren lassen bei dem ersten Opfer, das sie ihm auferlegt. Das aber ist das Merkmal alles Glaubens, daß er seine Hoffnung behält auch wenn Opfer gebracht werden müssen. Der bloße Optimismus, der gelegentlich mit dem Glauben verwechselt wird, bricht über der Notwendigkeit des Opfers und des Kreuzes zusammen. Deshalb ist die Reichsgotteshoffnung nicht Optimismus, denn sie ist mit der Kreuzeswahrheit unlösbar verbunden. Die Hoffnungen der alttestamentlichen Juden sind noch bloßer Optimismus. Sie kennen das Kreuz nicht. Es ist eine naiv heitere, endämonistische Lebensauffassung. Der Gedanke vom leidenden Gottesknecht ist ein Blitz aus einem sonst sehr heiteren Himmel. Nun aber kommt der leidende Messias und ist gerade als solcher der Verkündiger der frohen Botschaft. Aber zwischen den alten und den neuen Hoffnungen steht das Kreuz, deshalb ist die Botschaft Jesu nicht Optimismus sondern Glaube. Die naive Art, das Leben zu nehmen und an Gott zu denken, hat aufgehört. Aus vielen Worten Jesu klingt eine Stimmung, vor der jeder Optimist in blassem Schrecken zurückbeben wird. Die Demokratie kann nicht leben ohne Menschen, die etwas von diesem Glauben in sich tragen.

In der Geschichte steht die Demokratie zwischen dem Gottesreich und dem Staat, gerade so wie der Protestantismus zwischen Religion und Gottesreich steht. Das Gottesreich ist die Hoffnung und einzige Zuflucht des Protestantismus, die Religion hingegen ist der beständige Herd seiner Korruption. Die Demokratie, wenn sie gesund und kraftvoll bleiben will, muß dem Reiche Gottes zugewandt sein; sobald sie das Gottesreich nicht mehr bejaht, gerät sie in die Netze des Staatsprinzips, welches immer hinter ihr steht und auf eine Gelegenheit zu ihrer Bemächtigung lauert. Die liberalen Demokratien, die wir in der Gegenwart vor uns haben, sind in weitgehendem Maße den korruptiven Einflüssen der Staatsidee zum Opfer gefallen. Der Wille zu durchgreifender Gestaltung der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch in ethischem Geiste ist erlahmt. Der heutige Liberalismus ist ja nichts anderes als die alte — in ihm noch gar prinzipiell gewordene — Anerkennung der Eigengesetzlichkeit größter Lebensgebiete. Die Kraft der historischen Demokratien reichte nur zur Durchsetzung der formalen Menschenrechte, auf die Geltendmachung höherer Ideale im Wirtschaftsleben verzichtete man. Die Seele des Staates ist in den

Leib der Demokratie hineingekrochen. Der Staat erniedrigt die Demokratie zu seiner Maske, in welcher er sich wieder sehen lassen darf. Es wird wohl bald die Zeit kommen, wo die Menschen den Staat nur noch als Demokratie ertragen, dann wird die herrschende Klasse, welche den Staat zur Garantierung ihrer Ausbeutungsrechte braucht, ihre Zuflucht zur liberalen Demokratie nehmen und der Staat wird unter dem Schein der Demokratie noch eine Zeit lang weiter existieren können. So muß die Demokratie schließlich noch dazu dienen, den Staat, den sie überwinden wollte, haltbar zu machen. Die Demokratie ist eine steckengebliebene Reichsgottesbewegung, wie auch der Protestantismus. Solange sich die beiden Prinzipien, das demokratische und das protestantische zum Reiche Gottes hinbewegen, bleiben sie lebendig, sobald sie von Gott abfallen erstarren sie und fallen den Mächten, die sie überwinden wollten, der Religion und dem Staat zum Opfer. Der Protestantismus, der sich der Korruption durch die Religion dann nicht entziehen kann, wird zur protestantischen Religion und die Demokratie wird zum demokratischen Staat; zwei Gebilde, deren Schmach oder deren Tragik in ihren widerspruchsvollen Doppelnamen offenbar wird. Wenn die Demokratie wieder zum Leben erweckt werden wird, so wird es nur durch diejenigen Menschen geschehen, welche das Reich Gottes im Herzen tragen. In der Gottesherrschaft wird die Volksherrschaft ihre Erfüllung finden.

Paul Trautvetter.

Der Kampf gegen den Bolschewismus.

Zur Lage.

(Nachdruck verboten.)[1])

1. Um was es sich handelt.

Wie die Träumenden! Nochmals und immer wieder müssen wir es sagen. „Die deutsche Republik"; „die deutsche sozialistische Republik"; „die sozialische Republik Bayern"; „die sozialistische Republik Preußen"; — das kann doch nur geträumt sein! Oder wachen wir wirklich und das alles ist Wahrheit und Wirklichkeit? Gehofft hatten wir freilich darauf, aber wir hatten es bloß als eine letzte, unwahrscheinliche Möglichkeit betrachtet, daß die deutsche Katastrophe bis zum Sturz der Hohenzollern und — auf was es ankommt — des mit ihnen verbundenen geistig-politischen Systems führen und am Ende des Weltkrieges Bismarck so gut wie Ludendorf als gestürztes Idol am Boden liegen, ja, daß die ganze Bismarckische Epoche so plötzlich

[1]) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat durch einseitiges und entstellendes Zitieren seiner Aeußerungen schon so viel Unbilden erlebt, daß er sich zu der obigen Schutzmaßregel genötigt sieht.